

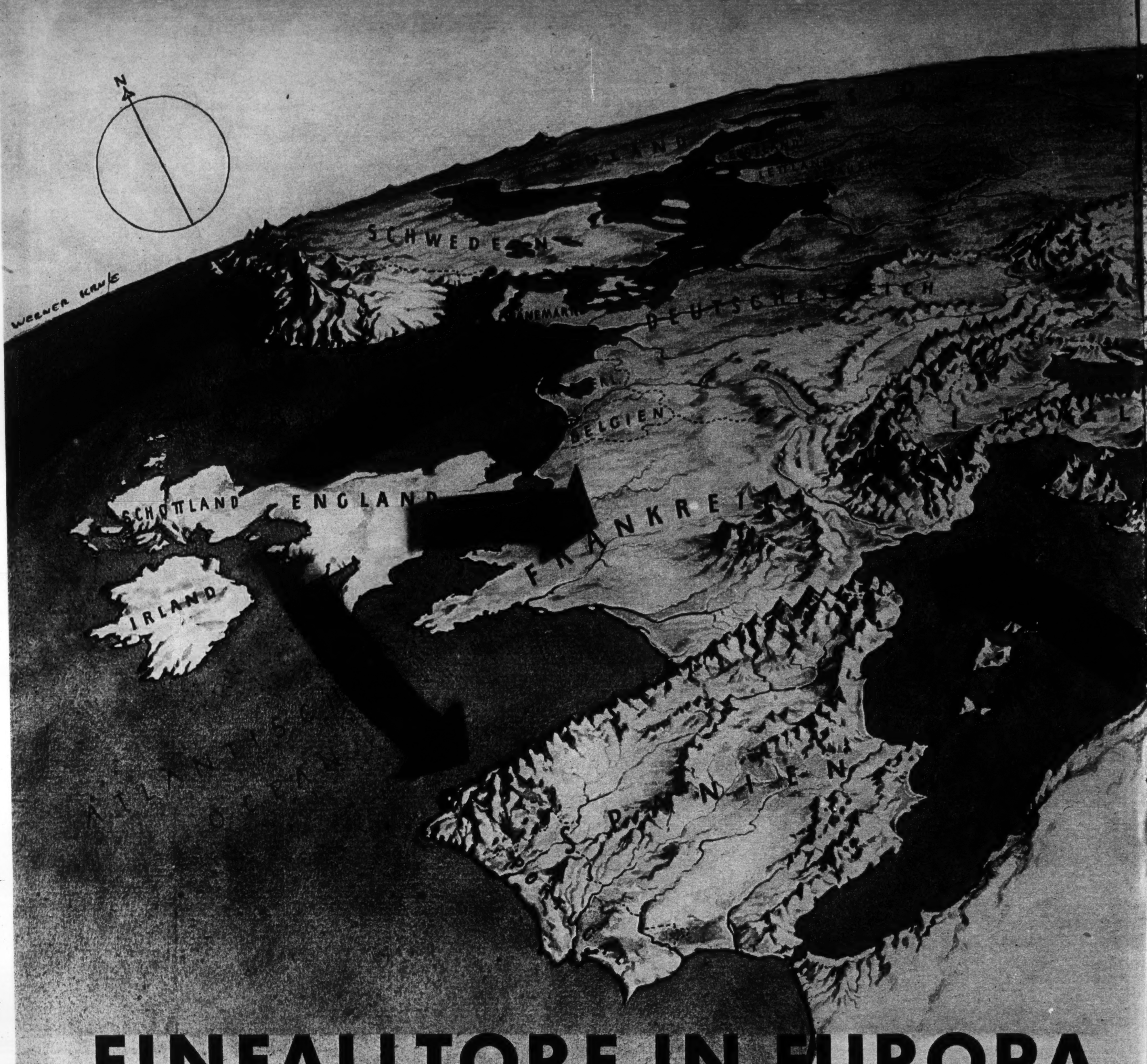
2. JAHRGANG · FOLGE 13
BERLIN, 22. JUNI 1943

Gut getarnt!

Aufnahme von Oberjäger Kempter

Bewähren heißt überwinden — sich und das Schicksal —, heißt die Stunde erkennen und dem inneren Stern folgen, heißt ausharren, entscheiden, kämpfen, leiden und, wenn es das heilige Schicksal will, opferfreudig und aufrecht sterben — als Beispiel und Sinnbild der Tapferkeit des Herzens und der Freiheit des Geistes JOHANN GOTTLIEB FICHTE

HF



EINFALLTORE IN EUROPA

DIE KOMMENDEN ENTSCHEIDUNGSSCHLACHTEN UM UNSEREN KONTINENT • VON HAUPTMANN DR. WILHELM RITTER VON SCHRAMM

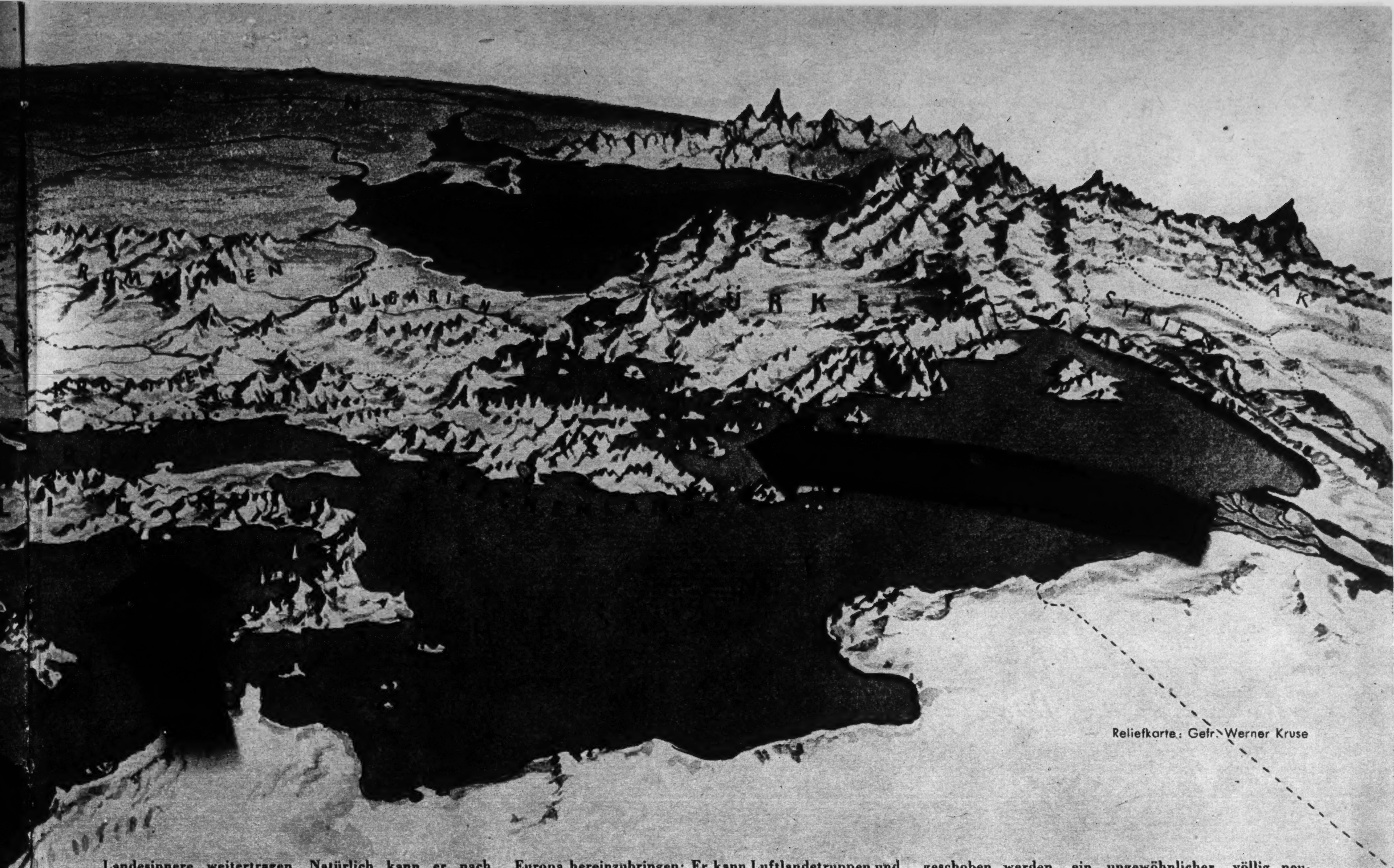
Wo kann der Feind in Europa landen? Er kann es, theoretisch betrachtet, überall an unseren eigenen Küsten, an denen der besetzten Gebiete und an den Küsten der uns verbündeten Nationen. Er kann es auch zuerst auf den Europa vorgelagerten großen Inseln versuchen, also auf Sizilien, Sardinien oder auf Kreta. In der Praxis liegen die Dinge allerdings so, daß gerade die für ihn günstigsten Landestellen von uns auch am stärksten befestigt worden sind. An allen Küsten der Achsenmächte und ihrer Verbündeten sind umfangreiche Abwehrmaßnahmen getroffen.

Wie werden sich nun die Engländer und Amerikaner verhalten? Nach dem Überfall auf Französisch-Nordafrika ist es gewiß nicht ausgeschlossen, daß sie auch in Europa Ähnliches probieren und zunächst einmal versuchen werden, auf unserem Kontinent, etwa in Portugal oder in Spanien, Fuß zu fassen. Ja, auch die Türkei ist bekanntlich immer wieder als Aufmarschgebiet oder Durchgangsland in ihre Angriffsspekulationen einbezogen worden. Indessen kann heute als ziemlich sicher gelten, daß sich die Neutralen oder gar die nichtkriegführenden Länder für solche Experimente nicht werden mißbrauchen lassen. Sie werden sich um so zäher und entschlossener gegen die englisch-amerikanischen Invasionsversuche verteidigen, als sie genau wissen, daß Europa im Falle eines englisch-amerikanischen Sieges dem Bolschewismus oder der rücksichtslosen amerikanischen Ausbeutung ausgeliefert wäre.

Es steht aber fest, daß die Feinde eine Landung in Europa bald erzwingen müssen, wenn sich ihre Erfolgsaussichten nicht noch weiter verschlechtern sollen. Denn während sie in den vergangenen Wintern zweimal hoffen konnten, daß ihnen Sowjetrußland die Blutarbeit abnehmen würde und sie dem Reiche und seinen Verbündeten nur noch den Todesstoß zu versetzen brauchten, ist ihnen in diesem Spätwinter und zeitigen Frühjahr eine solche trügerische Erwartung endgültig zerschlagen worden. So kann man wohl annehmen, daß die englischen und vor allem die amerikanischen Soldaten keineswegs mit Begeisterung an die in jedem Fall blutige Aufgabe der Landung — das hat ja Dieppe gezeigt — herangehen werden. Vermutlich wird die feindliche Führung sich deshalb bemühen, diesen Mangel an Begeisterung ihrer Truppen durch einen Masseneinsatz auszugleichen. Darauf müssen wir unter allen Umständen gefaßt sein.

Wo wird der Feind nun tatsächlich zu landen versuchen? Wir wissen es noch nicht, aber wir wissen bereits nach genauer und sachgemäßer Prüfung, daß seine Möglichkeiten verhältnismäßig gar nicht so groß sind, jedenfalls nicht unbegrenzt und unbeschränkt. Die Steilküsten in Norwegen wie am Kanal und an den Gestaden des Mittelmeeres schalten heute durch zusätzlich geschaffene Hindernisse das Einsickern der sogenannten Kommandos aus, wie sie es noch bei Dieppe versucht haben. Die Schwerpunkte der feindlichen Landungsversuche werden und müssen also an anderen Stellen liegen.

Der Feind braucht keine bloßen Geländegewinne an unseren Küsten. Was er für ein dauerndes Eindringen und einen dementsprechenden Nachschub nötig hat, das sind in erster Linie Häfen und Flugplätze auf dem Festland und auf den vorgelagerten Inseln. Solchen Zielen wird also sein erster Angriff gelten müssen. Erst wenn er Häfen und Flugplätze besitzt, dann kann er auch seine Operationen mit einiger Aussicht ins



Landesinnere weitertragen. Natürlich kann er nach einer geglückten Landung auch unverzüglich versuchen, etwa mit Panzern durchzubrechen, um Landzungen und auch ganze Halbinseln abzuschneiden. Hier gilt es besonders wachsam zu sein.

Im übrigen sind unsere Küstenbefestigungen so stark, daß sie auch einer Beschießung durch Schiffsartillerie und rollenden Bombenangriffen standhalten können. Vielleicht gelingt es dem Feinde trotzdem, da und dort unter Feuerschutz und ohne Rücksicht auf Verluste Truppen an Land zu bringen und einzelne Stützpunkte einzuschließen. Aber auch dafür ist ja bekanntlich durch die Rundumverteidigung Vorsorge getroffen worden. Er kann aber auch die Stützpunkte liegen lassen und sogleich tiefer ins Land vorzustoßen versuchen, vor allem, wenn es ihm gelungen ist, Panzer heranzubringen, für deren Landung er ja Spezialfahrzeuge besitzt. Dann werden ihm die Reserven entgegentreten, für deren schnelle Beweglichkeit gleichfalls allenthalben gesorgt ist. Wenn also die Engländer und Amerikaner einen nur einigermaßen greifbaren Erfolg erzielen wollen, dann müssen sie schon mit beträchtlichen Truppenmassen kommen. Dafür sind aber langwierige Vorbereitungen und ein so großer Transportraum nötig, daß sie schwerlich verborgen bleiben können.

Für jeden ernsthaften Landungsversuch wird der Feind eine gewaltige Flotte brauchen und in Bewegung setzen müssen. Schon damit setzt er sich starken Verlusten aus. Nur den Kanal und die Straße von Sizilien kann er bei günstigem Wetter in einer Nacht mit den Spezialfahrzeugen überqueren, die er sich, wie wir wissen, in großen Mengen geschaffen hat. Deshalb werden die dortigen europäischen Küsten immer den Schwerpunkt unserer Abwehr bilden, auch wenn der erste Angriff an anderer Stelle erfolgen sollte. An anderer Stelle wird aber der Feind, wenigstens bei normaler Sicht und einigermaßen normalem Wetter im Sommer, auf das Moment der Überraschung verzichten müssen. Denn größere Schiffsansammlungen, die sich etwa gegen die Deutsche Bucht oder nach der norwegischen Küste oder in Richtung auf die französische oder italienische Mittelmeerküste bewegen, werden unserer systematischen Aufklärung schwerlich lange verborgen bleiben. Es kann durchaus sein, daß deshalb die Engländer und Amerikaner bewußt auf Überraschungen verzichten und eine Landung nur durch eine gewaltige Übermacht zu erzwingen suchen. Ablenkungs- und Täuschungsmanöver sind allerdings dabei wahrscheinlich.

In diesem Zusammenhang darf nicht vergessen werden: Außer den Landebooten, Kriegs- und Transportschiffen hat der Feind auch noch andere Mittel, Truppen nach Europa hereinzubringen: Er kann Luftlandetruppen und Fallschirmjäger absetzen und mit ihnen Widerstandsnester im Rücken der Küste bilden. Von solchen Versuchen sind aus naheliegenden Gründen in erster Linie die Kanalküste, Sizilien, Sardinien und Unteritalien bedroht. Sie sind ohne Zweifel gefährlich, wenn sie in einem unübersichtlichen Gelände erfolgen oder sich schlechtverteidigter Flugplätze bemächtigen und ihre Nester durch laufenden Nachschub aus der Luft zu regelrechten Stützpunkten erweitern können. Deshalb muß ihnen immer und überall mit dem letzten verfügbaren Gewehrträger entgegengetreten werden. Jede Einheit auch in der sogenannten Etappe wird sich infolgedessen bei einem Invasionsversuch als Kampftruppe betrachten und dementsprechend verhalten. Im übrigen sind Fallschirmjäger hinter einer schon kämpfend gebundenen Front weitaus gefährlicher als etwa hinter Küsten, die ja nicht gleichzeitig überall angegriffen werden können.

Bei drohender Invasionsgefahr gilt es überhaupt für die deutschen Soldaten und die der Verbündeten, doppelt wachsam zu sein. Denn dann ist überall mit dem überraschenden Auftreten von feindlichen Sprengkommandos und Sabotagetrupps, vielleicht auch mit kleineren oder größeren Banden zu rechnen, deren Angriffe und Anschläge in erster Linie unserer Versorgung wie den Transporteinrichtungen gelten werden. Dann müssen alle Wachen und Posten genau wissen, wofür sie da sind. Es kommt unter Umständen auf die Wachsamkeit und Entschlossenheit jedes einzelnen an.

Nicht nur die unmittelbare Küstenverteidigung, sondern auch die bewegliche Kampfführung wird bei der europäischen Abwehr eine entscheidende Rolle spielen. Gottlob haben uns die Feinde in den letzten Monaten Zeit lassen müssen, sie entsprechend vorzubereiten und die notwendigen Panzer und motorisierten Reserven für sie bereitzustellen. Nach menschlichem Ermessen sind wir also imstande, den Feind zu vernichten, bevor er noch wirkliche Großverbände wird landen können. Die im Osten gewonnenen Abwehrerfahrungen werden uns dabei, sinngemäß angewandt, außerordentlich zugute kommen.

So wird sich in diesem Sommer der Kampf um Europa seinem Höhepunkt nähern. Die Feinde können mit ihrem Angriff nicht länger warten, wenn sie nicht ihre Aussichten weiter verschlechtern wollen. Sie müssen um jeden Preis angreifen, und zwar über das Meer, während es sein kann, daß sich die Sowjets, von Fesselungsangriffen abgesehen, im großen abwartend verhalten, um erst bei einer deutschen Niederlage im Westen, Norden oder Süden vorzubrechen. So wird diesmal den Engländern die Hauptlast des Kampfes zugeschoben werden, ein ungewöhnlicher, völlig neuartiger Zustand in ihrer Geschichte. Sie werden deshalb auch zu einem Aufwand von größtem Ausmaß gezwungen. Denn wenn sie nicht alles wagen, dann können sie bei der Stärke unserer Befestigungen und unserer Reserven nichts gewinnen und müssen mit Sicherheit verlieren — wenn sie aber alles auf eine Karte setzen, auf die Karte Europas, dann bleibt ihnen nichts anderes übrig, als den höchsten Einsatz zu riskieren, den Einsatz ihrer Flotte.

Der Kampf an den europäischen Küsten wird schwer sein. Er wird zeitweise von uns Soldaten noch einmal das Letzte fordern. Aber dann ist es auch endlich so weit, daß wir die westlichen Feinde zu fassen bekommen werden. Dann können wir sie unter Bedingungen und auf einem Kampffeld schlagen, auf dem wir ganz anders zu Hause sind als sie. Freilich ist das nur möglich, wenn wir wachsam, entschlossen und auch in unerwarteten Situationen festen Herzens sind. Indessen hat das der deutsche Soldat im Osten oft genug unter schier hoffnungslosen Umständen bewiesen, während es die Masse der Engländer und vor allem der Amerikaner erst wird beweisen müssen.

Im Kampf um Europa und seine Küsten sind die größeren Chancen auf unserer Seite. Wir müssen uns das nur klarmachen und alle Kräfte und Gedanken auf die kommenden Aufgaben zusammenfassen. Das weiß auch der Feind und kennt sein Risiko. Deshalb hofft er auch, sich die eigentlichen Entscheidungsschlachten ersparen zu können durch einen deutschen Zusammenbruch, mit einem Zusammenbruch der Verbündeten angefangen. Daher auch der systematische Luftterror gegen die deutsche und italienische Bevölkerung als Ersatz für die unwirksam gewordene Hungerblockade des ersten Weltkrieges. Nach erprobten Rezepten soll die deutsche Widerstandskraft zuerst in der Heimat und in der Etappe gebrochen werden wie 1918.

Aber das Deutsche Reich und das deutsche Volk ist ein anderes als 1918 und steht unter einer ganz anderen Führung. Außerdem aber soll die zweite Front in Europa nicht in einem Augenblick unserer Schwäche, sondern zu einer Zeit unserer neu gesammelten Kraft errichtet werden, da die Einbußen und Rückschläge des vergangenen Winters längst wieder ausgeglichen sind. Es steht also durchaus in unserer Kraft, eine feindliche Landung auf unserem Kontinent zu verhindern. Alle natürlichen Vorteile der Abwehr stehen dabei auf unserer Seite, alle künstlichen der Befestigung sind zu unseren Gunsten geschaffen worden, alle, oft schmerzlich erkauften Osterfahrungen kommen Führung und Truppen zugute. Sie brauchen sich nur so zu bewähren, wie sie sich immer bewährt haben.

Der Kamerad

Wenn einer von uns müde wird,
der andre für ihn wacht.
Wenn einer von uns zweifeln will,
der andre gläubig lacht.

Wenn einer von uns fallen sollt,
der andre steht für zwei;
denn jedem Kämpfer gibt ein Gott
den Kameraden bei.

Herybert Menzel

Aus dem Herzen gesprochen

DEUTSCHE DICHTER SCHREIBEN AN FRONTSOLDATEN (IX)

Herybert Menzel wurde am 10. August 1906 in Obornik in der Provinz Posen geboren und lebt heute in Tirschtiegel in Westpreußen. In seinen Werken spiegelt sich Heimatliebe und tiefstes Durchdrungensein vom nationalsozialistischen Gedankengut. Sein Roman „Umstrittene Erde" schildert den Kampf der Grenzlanddeutschen um die Erhaltung ihres Volkstums. Im Vordergrund seines Schaffens steht die kämpferische Lyrik, davon zeugen die Gedichte „Im Marschschritt der SA." und die „Gedichte der Kameradschaft", für die er 1938 den Literaturpreis der Stadt Berlin erhielt. Der Gedichtband „Alles Lebendige leuchtet" bringt eine Zusammenfassung des bisherigen lyrischen Schaffens des Dichters, getragen von einem sieghaften Glauben an das Leben. Vor kurzem ist Herybert Menzel auch mit einer Komödie, „Noch einmal Napoleon", hervorgetreten. Bei Kriegsbeginn meldete sich Menzel freiwillig für die Befreiung seiner Heimat und bekundete mit dem Einsatz seines Lebens die Einheit von Schaffen und Dasein, die den Dichter unserer Zeit auszeichnet.

Lieber Kamerad! So viel Zeit werde ich immer haben, um auf einen Brief, der aus dem Felde zu mir kommt, zu antworten; ich war ja selbst Soldat wie Du. Wie sollte ich da nicht wissen, was es bedeutet, wenn einer da draußen sich hinsetzt, um einem Menschen, den er persönlich nicht kennt, so ausführlich zu schreiben, wie sollte ich da nicht auch wissen, daß man auf einen solchen Gruß auch ein Echo erwartet. Nein, Du mußt Dich gar nicht entschuldigen.

Damit Du spürst, daß das keine bloßen Phrasen sind, will ich Dir doch vor allem gleich sagen, daß uns Schriftstellern nichts Bewegenderes widerfahren kann, als wenn wir von einem Unbekannten hören, daß ein Vers von uns bei ihm Heimat hat, daß er mit ihm geht. Und wenn nun gar ein Soldat aus dem Felde uns das schreibt! Und Du sagst es nicht nur von Dir, sondern auch von Deinen Kameraden, und Du schreibst mir, Ihr hättet die acht Zeilen, aus einer Zeitung herausgeschnitten, auf der Bretterwand Eurer Panjehütte aufgeklebt gefunden. So haben also schon Kameraden vor Euch die zwei Strophen sich zu Begleitern erwählt. Du hast mir nicht als erster so geschrieben, die erschütterndsten Briefe erhielt ich wohl aus Stalingrad und eben jetzt aus Tunis. Auf sie konnte ich nicht mehr antworten. Aber es macht mich so dankbar, daß das kleine Gedicht, dieser simple Spruch, so viel Trost und Haltung zu geben vermochte und daß man mir das gern sagen wollte.

Warum wohl wolltet Ihr alle mir das sagen? Gewiß, weil Ihr spürtet, ich hätte diese Verse wahrhaft erlebt, ehe ich sie niederschrieb, also müßte ich Euch besonders verbunden sein und Ihr könntet auch mir Kraft geben, wenn Ihr mir bestätigtet, daß Ihr mich so verstanden hättet.

Ist es nicht so? Du darfst glauben, daß mich Eure Briefe wie nichts sonst bei meiner Arbeit jetzt verpflichten. Ich war in Polen dabei, in den Bunkern am Rhein, in Frankreich bis hinter der Aisne und lag dann ein Jahr im Lazarett. Ich muß also nicht hinhorchen, wie es Soldaten wohl meinen und was sie empfinden; aber es ist doch gut für meine Arbeit, wenn ein Brief von Euch zu mir kommt oder wenn ich der gefallenen Kameraden gedenke, die einst mit mir marschierten. Es haben mir auch Mütter und Frauen geschrieben und sich dies Gedicht von mir erbeten, weil es ihren gefallenen Söhnen und Männern besonders lieb war. Wie viele gläubige und tapfere Briefe habe ich so aus unserem deutschen Volk erhalten. Ich wünschte oft, unsere Feinde könnten sie lesen.

Ich hoffe nur eins: daß Du fühlst, ich sage Dir das nicht aus irgendwelcher dummen Eitelkeit heraus. Ich beantworte Dir damit ja nur die Fragen, die Du mir stelltest. Ja, es ist so: das ganze deutsche Volk hat das Gefühl, in solcher Kameradschaft zu stehen, und fühlt sich dazu herrlich befreit und verpflichtet.

Aber ich will Dir dazu auch dies noch sagen: im Laufe der Jahre wurde der kleine Spruch in vierzehn europäische Sprachen übersetzt, in diesen Tagen sogar ins Russische, dabei in einige Sprachen mehrmals. Zeigt uns das nicht, daß dies Gefühl tapferer Kameradschaft ganz Europa zu verbinden sich anschickt, daß die andern Völker sich zu gleicher Haltung finden, ja, daß es sie stark zueinander führt?

Du fragst mich, wann die Verse entstanden seien. Ich will Dir auch das gern beantworten. Ich schrieb sie nach der Wahlniederlage unserer Bewegung im November 1932, nach einem langen nächtlichen Gespräch mit meinem ersten SA.-Sturmführer, der mit seiner Frau und acht Kindern in größter Not lebte. Ich schrieb sie ihm in ein Exemplar meines Romans „Umstrittene Erde", das ich ihm schenkte. Ich gab die Verse nur als Begleitspruch und legte ihnen weiter keine besondere Bedeutung bei. Erst als der Kamerad mir erzählte, es schrieben sich so viele Leser diese Zeilen ab, erbat ich sie mir noch einmal und veröffentlichte sie. So sind sie also auch bis zu Euch in die russische Bretterhütte gekommen.

Ich schreibe sie nun, wie damals für meinen SA.-Kameraden, für Dich und Deine Kameraden nochmals auf. Möchte Euch das eine kleine Freude bereiten. Ich schreibe sie Euch mit allen meinen guten Wünschen auf. Möchte das Blatt Euch sagen, wenn Ihr es in Händen haltet, daß nicht einer mehr allein zu sein braucht in unserm Volke. Wir kämpfen unsern schwersten Kampf, aber wir werden ihn bestehn, weil wir zueinander gefunden haben, weil einer für den andern einsteht. Wo noch einer anders will und als schwach und klein und eigensüchtig sich erweist, da wird ihn das hohe Beispiel wahrster Kameradschaft, wie es die Stalingrad-Kämpfer, und nicht nur sie allein, uns gewiesen haben, doch endlich beschämen müssen.

Wahre Kameradschaft wird jetzt nicht nur an der Front, sondern auch in der Heimat gelebt. Welche Kraft haben wir aus dem ersten Weltkrieg gewonnen! Es wird uns dieser Kampf noch ganz anders von allen törichten Vorurteilen befreien und zu wahrer Kameradschaft führen. Die wird uns die Volksgemeinschaft bringen, die wir erstreben. Es erkennen sich die, die das neue Deutschland, das neue Europa, ja, die ganze neue Welt wollen, weniger an Worten und Gesten als vielmehr an ihrer Einsatzfreudigkeit und Leistung. Und wo einer den andern so erkennt, da springt er ihm bei und ist sein Kamerad. So allein meinte ich's mit diesem Spruch. Er ist für die gedacht, die stark und treu sein wollen, und für die, die wohl noch manchmal kleinmütig sind, aber sich doch, vom wahren Adel getrieben, an die halten wollen, die ihnen männlich vorleben.

Laß Dir alles Gute wünschen, lieber Kamerad,

Heil Hitler!

Dein

Herybert Menzel

Noch eins: diesen Brief werde ich als ersten von meinen Briefen nochmals abschreiben. Die Schriftleitung der Zeitschrift „Unser Heer" bat mich, ihr einen meiner Feldpostbriefe zur Veröffentlichung zu schicken. Ich besaß keinen von den früheren. Ich wollte auch keinen „erfinden". Sei mir darum nicht böse, wenn Du ihn in dieser Zeitschrift wiederfinden solltest. Er ist doch ganz persönlich an Dich gerichtet. Aber ich glaube, daß ich mit ihm manchen Brief beantworten kann, der nur in Gedanken an mich geschrieben wurde. Und so grüße ich mit diesen Zeilen alle Kameraden, denen die acht Verszeilen so viel wert sind wie Dir.

EIN ZWISCHEN-RUF!

Vor wenigen Wochen erlebte in der Heimat ein Kolonialfilm seine Erstaufführung. Er nennt sich „Germanin", behandelt die Entstehungsgeschichte dieses bisher einzigen Heilmittels gegen die tropische Schlafkrankheit und schildert in packenden Szenen den Kampf, den der Forscher Achenbach und die Bayer-Werke führen müssen, bis sich dieses Heilmittel schließlich durchsetzt und damit den „Schwarzen Erdteil", Afrika, von einer furchtbaren Krankheit erlöst. Eine Szenenfolge dieses Films stimmt dabei nachdenklich und veranlaßte einen Fronturlauber zu einem Zwischenruf, der bei dem übrigen Publikum Beifall fand. Ein einziger großer Widersacher, der hinter diesem deutschen Heilmittel eine politische Gefahr für das britische Kolonialreich wittert, tritt dem deutschen Forscher in diesem Film entgegen. Als Gouverneur seiner britischen Majestät sabotiert er bewußt die Forscherarbeit des Deutschen, und als sie sichtbare Früchte zu tragen beginnt, läßt er durch seine Kolonialsoldaten die letzten kostbaren Germanin-Vorräte vernichten. Vorgänge, die der geschichtlichen Wahrheit entsprechen.

Die Filmerzählung will es aber, daß der Forscher Achenbach selbst an der Schlafkrankheit dahinsiecht und daß nur eine einzige, durch Zufall vor der Zerstörung bewahrte Ampulle des Germanins vorhanden ist, die ihn retten könnte!

Nun aber kommt das, was auch uns nachdenklich stimmt. Der britische Gouverneur, der durch die Zerstörung des Germanin-Vorrates die Heilung von unzähligen Schwarzen verhindert, ein zynischer und gewissenloser Verfechter des britischen Imperialismus, erkrankt gleichzeitig an dieser furchtbaren Krankheit. Er lehnt ein amerikanisches Heilmittel, das bei Schwarzen vielfach zur Erblindung geführt hat, ab, torkelt zu dem Deutschen hin — und bittet ihn um Heilung. Professor Achenbach — in edelster Regung — verzichtet auf die letzte Ampulle seines umkämpften Heilserums, impft es dem Engländer ein, der dadurch gerettet wird, und nun erst — wie könnte ein Brite wohl anders! — die gnädige Erlaubnis gibt, daß die Forschungsarbeit fortgesetzt werden kann. Dazu kommt aber Professor Achenbach nicht mehr, denn er stirbt selbst kurz darauf an der Schlafkrankheit.

Als der Film die Szene zeigt, in der der Deutsche dem Briten das Leben schenkt und sich selbst dabei opfert, kam es bei der Uraufführung zu dem oben schon erwähnten Zwischenruf des Frontsoldaten: „So was Dummes . . .!" Und alle, die um ihn herum saßen, stimmten ihm bei.

Manche von euch kennen noch aus ihrer Jugendzeit ein Bild, das überall vor dem ersten Weltkrieg die Wände zierte. Es zeigt einen englischen General, der mit dem Ruf „The Germans to the front", „Die Deutschen nach vorn", den Befehl zum Sturm gegen die aufständischen Boxer in China gibt. Wir Deutschen waren damals stolz auf dieses Bild, das die Anerkennung der deutschen Tapferkeit durch das Ausland ausdrücken sollte. Es hing daher auch in den Schulklassen, wohlverstanden! Würden wir einen Engländer heute daran erinnern, ein ironisches Lächeln wäre bestenfalls seine Antwort! Für England sind inzwischen schon viele ins Feuer gegangen . . .

Es scheint höchste Zeit, daß wir davon loskommen, was in der ganzen Welt die sprichwörtliche „deutsche Gutmütigkeit" genannt wird. In diesem Punkt begreifen wir zwar schwer, aber der Krieg der „Gentlemen" gegen Frauen und Kinder, gegen Verwundete in Lazarettschiffen hilft uns doch bei diesem Entschluß gewaltig vorwärts.

Vergessen wir nicht, daß bis zum 25. Mai 1943 im Reichsgebiet Hunderttausende ihr Heim, Hab und Gut verloren, daß durch Luftangriffe 191 Schulen zerstört und 920 schwer beschädigt wurden, daß durch hauptsächlich englische Bomben 108 Krankenhäuser zusammenstürzten und dabei hunderte kranker Volksgenossen den Tod fanden, daß ferner 231 Krankenhäuser schwere Beschädigungen zeigen. 133 Kirchen, darunter älteste Zeugen deutscher Kultur mit ihren Kunstschätzen, versanken in Schutt und Asche, 494 Gotteshäuser wurden schwer beschädigt.

Angesichts dieser bitteren Tatsachen sollten wir endlich das Hassen lernen!

Es ist gegen unser Gefühl! Wir wissen es, denn viel lieber strecken wir die Hand dort aus, wo die Faust hingehört. Aber endlich sei mit jeder Bombe ein Saatkorn des Hasses gesät! *F. E. U.*



Im Südabschnitt der Ostfront wird ein sowjetisches Flugzeug mit Film- und Propagandamaterial über unseren Linien abgeschossen. So sind wir in den Besitz von verschiedenen Spielfilmen gelangt, die den sowjetischen Truppen vorgeführt werden sollten. Sie zeigen den deutschen Soldaten, wie ihn die Sowjetpropaganda darstellt: feige, gewalttätig, beutegierig, meistens betrunken. Sie bringen Bilder von uns, die so unwahrscheinlich primitiv sind, daß wir sie hier der Lächerlichkeit preisgeben

Da sträubt sich die Leinwand!

Der deutsche Soldat in sowjetischer Propaganda — Aus einem Beutefilm



ständig blau!

Dieser Unteroffizier mit dem Gefreitenwinkel und dem alten Stahlhelm ist ständig betrunken. Er sieht im Gefecht alles vielfach und richtet mit seiner Waffe in den Reihen seiner Kameraden tollste Verheerungen an

So stürmen wir!

In dichtgeschlossener Masse mit wehender Fahne wie zu den Zeiten des Alten Fritz! Offensichtlich führt man diesen einfältigen Ladenhüter dem Sowjetsoldaten mit voller Absicht vor

Uhren-klau!

Die Hyäne des Schlachtfeldes! Zufrieden betrachtet sie die Beute eines einzigen Tages — sieben sowjetische Taschenuhren

KRAFTWERK SONNE

EIN TECHNISCHER SPAZIERGANG

Zeichnungen: Gefreiter Werner Kruse

Durch den knöcheltiefen Sand eines sowjetischen Landweges waten sie ostwärts; sonneglühender Staub dörrt ihre Kehlen, schwarze Schwärme von Mücken fallen über sie her. Man spricht nicht auf solchem Marsch; höchstens flucht man einmal. In einer neuen Staubwolke erstickt auch dieser Fluch. Kradschützen jagen vorbei, Panzer überholen donnernd die Marschierenden, Lastwagenkolonnen folgen, bespannte Geschütze . . .

Die haben es gut, die fahren mit fremder Kraft und schonen die eigene. Die nutzen die Kraft, die die Sonne, die heute scheint, vor Jahrmillionen aufgespeichert; denn auch Benzin ist nichts anderes als Sonnenkraft, komprimierter und kondensierter Sonnenschein . . . Wird Gepäck und Gewehr wirklich leichter vom Denken? Es scheint fast so. Es ist nicht mehr ganz so drückend, wenn man sich klarmacht, daß diese blödsinnige Hitze — irgendwo einen Sinn hat. Denn die Sonne verschwendet nicht ihre Kraft; in jedem Augenblick, da sie scheint, sorgt sie schon für den nächsten Winter und für Millionen kommender Winter, wie sie es vor Jahrmillionen genau so getan hat und immer tun wird. Die Kraft, die unsere Muskeln bewegt, sie ist eine „Reserve“, die die Sonne geschaffen: in den Pflanzen, die sie reifen läßt, und die wir verzehren; in den Rindern, die Pflanzen fressen, um für uns fett zu werden. Man könnte eine ganze Skala aufstellen: die Kraft, die uns erfüllt und bewegt, ist die jüngste ihrer Reserven; das Holz des Waldes, mit dem man hier vielfach die Lokomotiven heizt, ist schon ein bißchen älter, sechzig Jahre vielleicht oder hundert; der Torf und die Braunkohle mögen schon vor Jahrtausenden als Urwälder die Sonnenkraft in sich aufgesammelt haben; unsere Steinkohle ist im Durchschnitt dreihundert Millionen Jahre alt, das Öl, das Benzin, das Erdgas, das wir erbohren, sie mögen noch einige hundert Millionen Jahre früher als Farnwälder die Menschen, nein, Menschen gab es noch nicht, also Riesenechsen und allerlei Wassertiere, entzückt haben. Die Natur hat also sehr weise dafür gesorgt, daß kein Sonnenstrahl nutzlos vertan wird.

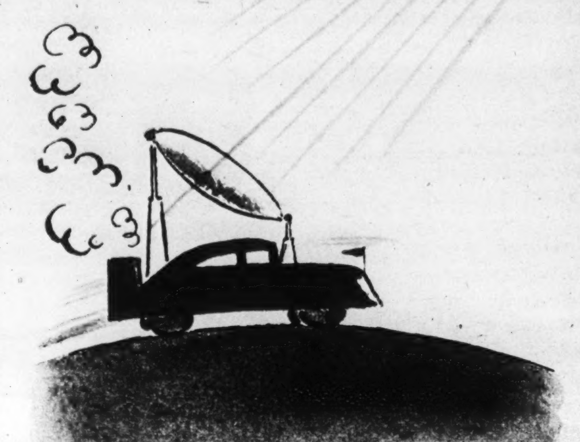
*

Werden in hundert Jahren auch noch Panzer und Lastkraftwagen über die Landstraßen jagen, schwarze Benzinfahnen hinter sich her schleifend? Werden wir auch noch in einem Jahrtausend flüssigen Betriebsstoff in unseren Motoren von Explosion zu Explosion jagen, die Wärme aber, die dabei entsteht, mühsam im Kühlen töten, obgleich wir genau wissen, daß Wärme nichts anderes als Kraft ist? Da oben in den Drähten, die die Straße begleiten, rollen unaufhörlich, laut- und pausenlos, Energien, die jene des flüssigen Betriebsstoffes um ein Mehrfaches übertreffen. Sie strömen „von selbst“, Hunderte und Tausende von Kilometern weit, und überholen den schnellsten Güterzug, das schnellste Flugzeug: denn die Elektrizität rast mit einer Geschwindigkeit von 300 000 Kilometern durch den Draht. Die Elektrizität ist also, zweifellos, die Kraft der Zukunft? Nein, es ist nur die bequemste, leichtest zu befördernde, am besten regelbare Form der Energie. Die Schnelltriebwagen der Reichsbahn, wie der „Fliegende Hamburger“ oder der „Fliegende Kölner“, sie wurden zwar mit Öl betrieben, aber — sie liefen elektrisch! Dieselmotoren trieben eine Dynamomaschine; sie lieferte Strom, und der Strom speiste Elektromotoren. Der Lauf dieser Motoren war leichter und besser regelbar als der des Dieselmotors, und der „Umweg“ war günstiger als der „gerade Weg“. So scheinen die Jahre oder Jahrzehnte der wahrhaft „vorsintflutlichen“ Betriebsstoffe schon gezählt: eines Tages wird man vom Schwer- und vom Dieselöl, vom Benzin und vom Holzgas, vom Torf und von der Kohle mit einer lächelnden Verachtung sprechen wie wir heute von der Petroleumlampe, denn eines Tages wird es uns vielleicht gelingen, die elektrische oder eine andere, ähnliche Form der Energie ohne Draht zu übertragen, beliebig weit oder beliebig hoch, so wie wir heute Kraftstrom „verschicken“, ohne ihn in Fässer zu füllen und auf Güterwagen zu verladen.

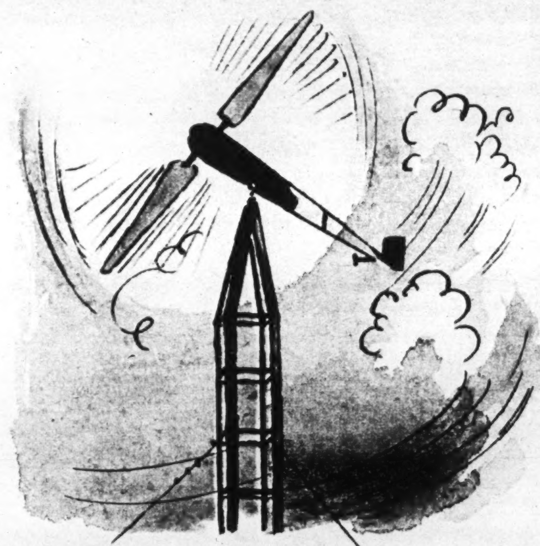
Aber die Kraft selbst, die wir nutzen, sie ist stets die gleiche, ob wir Dampfmaschinen betreiben oder Benzinmotoren, ob wir Elektromotoren laufen lassen oder ob unsere Vorfahren Wasser pumpten mit Hilfe des Göpels, des im Kreise laufenden Pferdes, das ein Schöpfwerk betätigte; ob unsere Großväter den „Faust“ beim Schein der Petroleumlampe lasen oder ob wir heute das elektrische Licht anknipsen: immer war und ist es das gleiche Feuer, die gleiche Kraft — Sonnenschein! Denn was wir „Kraftwerk“ nennen, das ist fast schon eine Hochstapelei menschlicher Ausdrucksweise; denn nirgends auf der Erde „erzeugen“ wir Kraft. Wir wecken bestenfalls schlummernde Kräfte, machen sie uns nutzbar, wandeln sie in die für uns im Augenblick am besten geeignet erscheinende Form — heute also in elektrische Energie. Aber Kraft erzeugen: das kann nur die Sonne.

Dann sollte man eigentlich diese Kraft unmittelbar vom „Erzeuger“ beziehen, sollte ein — „Sonnenkraftwerk“ errichten! Einen „Sonnenkraftwagen“ zum Beispiel, den kann man sich mühelos vorstellen: eine Dampfmaschine oder einen Heißluftmotor als Antriebsmaschine, die Sonne höchstselbst als „Feuerung“; ein Brennglas, eine große Linse sammelt ihre Strahlen in einem Brennpunkt, und dieser „Brennpunkt“ liegt genau unter dem Kessel. Dieses Fahrzeug könnte als ein Perpetuum mobile auf dem Äquator um die Erde herumzuckeln, ohne Pause, ohne Aufenthalt, wenn er eine Stundengeschwindigkeit von rund 1500 Kilometern entwickelte, um nicht hinter der Sonne zurückzubleiben und seine „Feuerung“ nicht zu verlieren. Dieser Sonnenwagen hat nur eine „Schattenseite“: im Schatten bleibt er stehen, wenn die Sonne nicht scheint, hat er Dauerpanne, denn Tankstellen für Sonnenschein gibt es noch nicht.

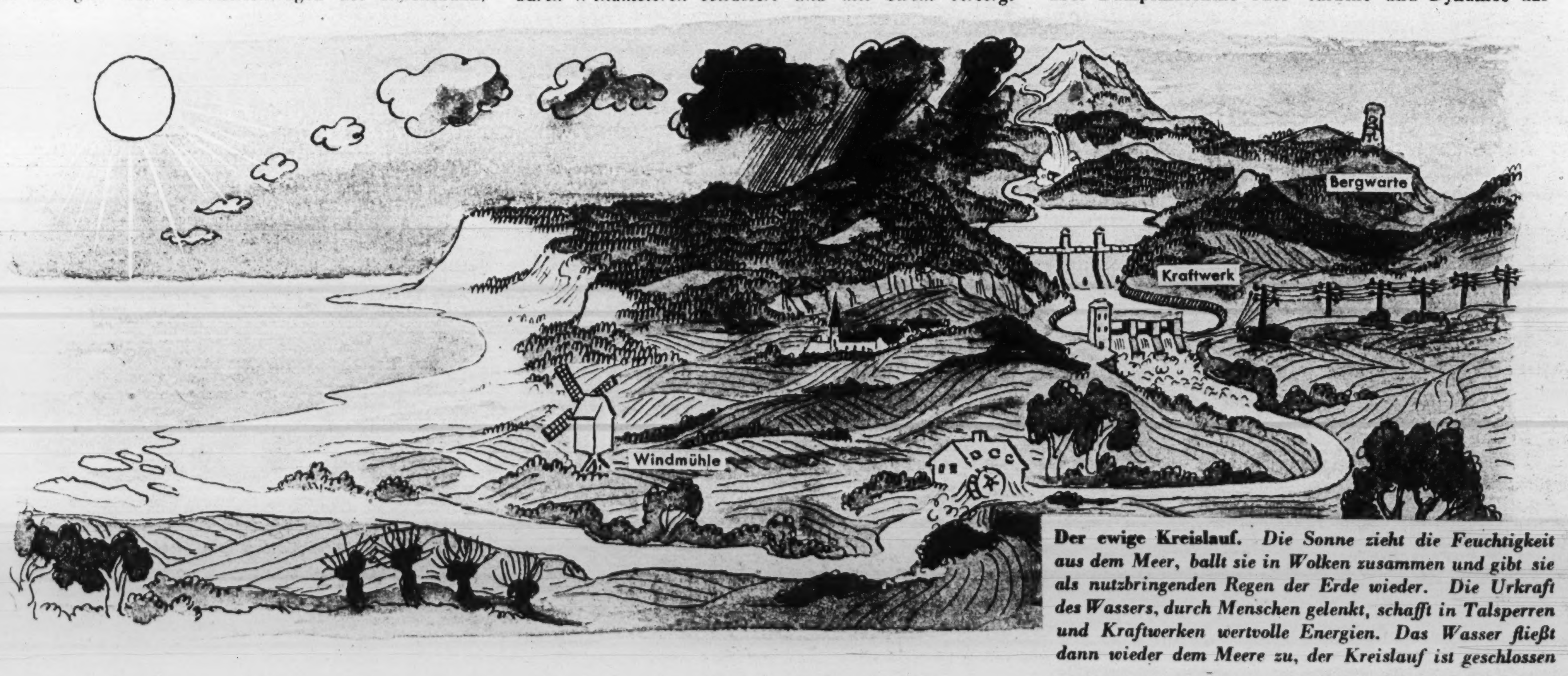
Deshalb haben auch alle Versuche, ein Sonnenkraftwerk zu schaffen, noch nicht zu einem befriedigenden Ergebnis geführt. Man hat — in den Tropen natürlich — Hohlspiegelanlagen errichtet, die Sonnenstrahlen gebündelt und gesammelt, mit dem „Brennpunkt“ einen Dampfkessel erhitzt, auf dem üblichen Wege über Dampfmaschine oder -turbine und Dynamos das



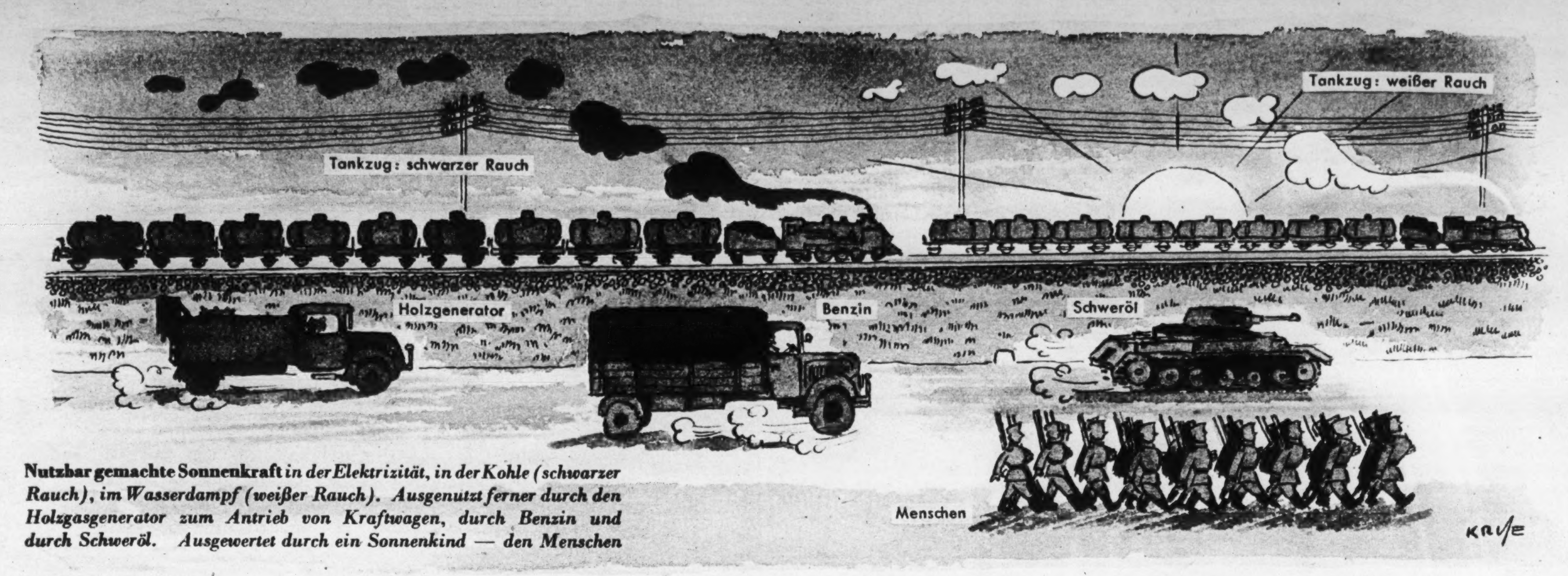
Der Sonnenkraftwagen. *Durch eine starke Linse werden die Strahlen der Sonne aufgefangen und gesammelt auf einen Wasserkessel geworfen Der erzeugte Dampf treibt den Wagen wie eine Lokomotive vorwärts. Würde er mit einer Geschwindigkeit von etwa 1500 km — der Umdrehungsgeschwindigkeit der Erde! — auf dem Äquator entlangfahren, so daß er seine Heizsonne nie aus dem Gesichtsfeld verliert, wäre er ein — Perpetuum mobile*



Der Windmotor. *Windkraft ist schon im Altertum benutzt worden. Im Mittelalter gab es allein in Deutschland 22 000 Windmühlen. Windmotoren sind besonders nützlich und leistungsfähig, besonders im Ostraum mit seinen weiten Ebenen und stetigen Winden, um elektrische Energie zu erzeugen und Wasser für die Landwirtschaft zu pumpen. Im Ostraum sind über 7000 solcher Windkraftanlagen bereits in Betrieb, und die Insel Kreta wird durch Windmotoren bewässert und mit Strom versorgt*



Der ewige Kreislauf. *Die Sonne zieht die Feuchtigkeit aus dem Meer, ballt sie in Wolken zusammen und gibt sie als nutzbringenden Regen der Erde wieder. Die Urkraft des Wassers, durch Menschen gelenkt, schafft in Talsperren und Kraftwerken wertvolle Energien. Das Wasser fließt dann wieder dem Meere zu, der Kreislauf ist geschlossen*



Nutzbar gemachte Sonnenkraft *in der Elektrizität, in der Kohle (schwarzer Rauch), im Wasserdampf (weißer Rauch). Ausgenutzt ferner durch den Holzgasgenerator zum Antrieb von Kraftwagen, durch Benzin und durch Schweröl. Ausgewertet durch ein Sonnenkind — den Menschen*

Sonnenlicht in elektrische Energie umgewandelt. Aber solche Anlagen sind in Bau und Betrieb sehr kostspielig, der Nutzeffekt ist gering, die Stromlieferung wetterabhängig: die Kilowattstunde wird, wenn man noch die Kosten der Verteilerleitungen tilgen will, viel zu teuer.

Aber es gibt noch einen kürzeren Weg, Sonnenlicht in elektrische Energie umzuwandeln: über die Photozelle. Ein winziges „Kraftwerk" dieser Art ist z. B. der photoelektrische Belichtungsmesser: setzt man seine Selenzelle der Sonnenbestrahlung aus, dann verwandelt sie das Licht in elektrische Energie, die stark genug ist, einen zarten Zeiger über ein Zifferblatt zu bewegen. Wollte man nach dieser Methode allerdings Großkraftwerke bauen oder gar den gesamten Strombedarf der Erde — sie braucht ungefähr 200 Millionen Kilowatt — auf diese Weise decken, dann müßte man eine Fläche so groß wie der Bodensee lückenlos mit photoelektrischen Zellen bepflastern, und der Bau einer solchen Anlage würde wahrscheinlich das gesamte Kapital der Welt verschlingen, der Strom würde unerschwinglich teuer.

Der Kraftbezug unmittelbar von der Sonne scheint also nicht durchführbar, wenigstens mit den technischen Mitteln der Gegenwart nicht. Aber man könnte den Blitz auffangen, der schon elektrische Energie ist?! Ein kräftiger Blitz würde, so hat man ausgerechnet, für achtzig Pfennige Strom liefern! Unglaubhaft auf den ersten Blick, denn ein Blitz entwickelt die ungeheure Energie von 500 Millionen Kilowatt, aber — nur einige hunderttausendstel Sekunden lang.

Bleibt noch der Wind. Und „Windkraftwerke" hat es gewiß schon vor Jahrtausenden gegeben. Allein in Deutschland zählte man im Mittelalter etwa 22 000 Windmühlen, und der größte Teil des Brotmehls wurde — vom Winde gemahlen, denn er wehte am stärksten und dauerhaftesten, wenn das Korn eingebracht war, im Herbst. Nach der Erfindung der Dampfmaschine, der Öl- und Elektromotoren ging die Zahl der Windmühlen auf rund 4500 zurück; erst in den letzten Jahrzehnten, angeregt durch die Luftströmungsforschungen der Flugzeugbauer, hat man der Ausnutzung der Windkraft wieder lebhaftere Aufmerksamkeit zugewandt. In Weimar wurde eine Windkraft-Forschungsgesellschaft gegründet, die in ausgedehnten Versuchsanlagen neue Formen von Windkraftwerken praktisch erprobt. Die Sowjets planten die Errichtung von fast 30 000 Windkraftanlagen — nur etwa 7000 davon sind in Betrieb genommen worden! — besonders für die Kraftversorgung der Landwirtschaft. Gerade der Osten mit seinen weiten Ebenen und seinen fast stetig wehenden Winden, mit seinen weit verstreuten Siedlungen scheint für diese Art der Kraftgewinnung besonders geeignet; so wird z. B. seit langem die Stadt Sewastopol zum Teil durch eine Windkraftanlage von 100 Kilowatt Leistung von der Krim aus mit elektrischem Strom versorgt.

Zuverlässiger noch als der Wind und stärker als er ist das Wasser. In den letzten Jahrzehnten sind immer neue Riesenwasserkraftwerke entstanden — die Anlagen von Dnjepropetrowsk sind wiederholt im Wehrmachtbericht erwähnt worden — und immer noch neue sind im Entstehen begriffen oder geplant. Vorläufig liefern allerdings die Wärmekraftwerke, die die Kohle in elektrische Energie umsetzen, noch etwa doppelt so viel Kraft als die Wasserkraftwerke der Erde, aber die „weiße Kohle" ist im Begriff, das „schwarze Gold" zu verdrängen. Im neuen Europa werden die Stauwerke Norwegens und der Alpen, die Wasserkräfte des Rheins und der Donau, der Weichsel oder des Dnjepr miteinander wetteifern, die neue Gemeinschaft mit Strom zu versorgen; ihre Hochspannungsleitungen werden die Grenzen überschreiten, sie werden Gebirge überqueren und Meere überspannen, und ihr Versorgungsnetz wird immer engmaschiger werden, bis es das letzte Dorf, den entlegensten Bauernhof in seinen Bann gezwungen hat. Der „weißen Kohle" gehört die Zukunft der nächsten Jahrhunderte, wenn es nicht eines Tages gelingt, diesen „himmlischen Umweg" der Kraft abzukürzen oder ganz abzuschneiden. Denn auch das Wasser spendet nur — Sonnenkraft. Die Sonne ist es, die die weiten Wasserflächen der Meere erwärmt — und sieben Zehntel der Erdoberfläche sind von Wasser bedeckt —, das Wasser verdunstet, steigt auf, wird zur Wolke; Winde treiben die Wolken über die Kontinente, lassen Regenfluten niedergehen, speisen Gebirgsbäche und Flüsse, füllen Stauseen, treiben in breiten Strömen zum Meer. Die Sonne ist also die große „Wasserpumpe", die wir nutzen, um elektrische Energie zu erzeugen.

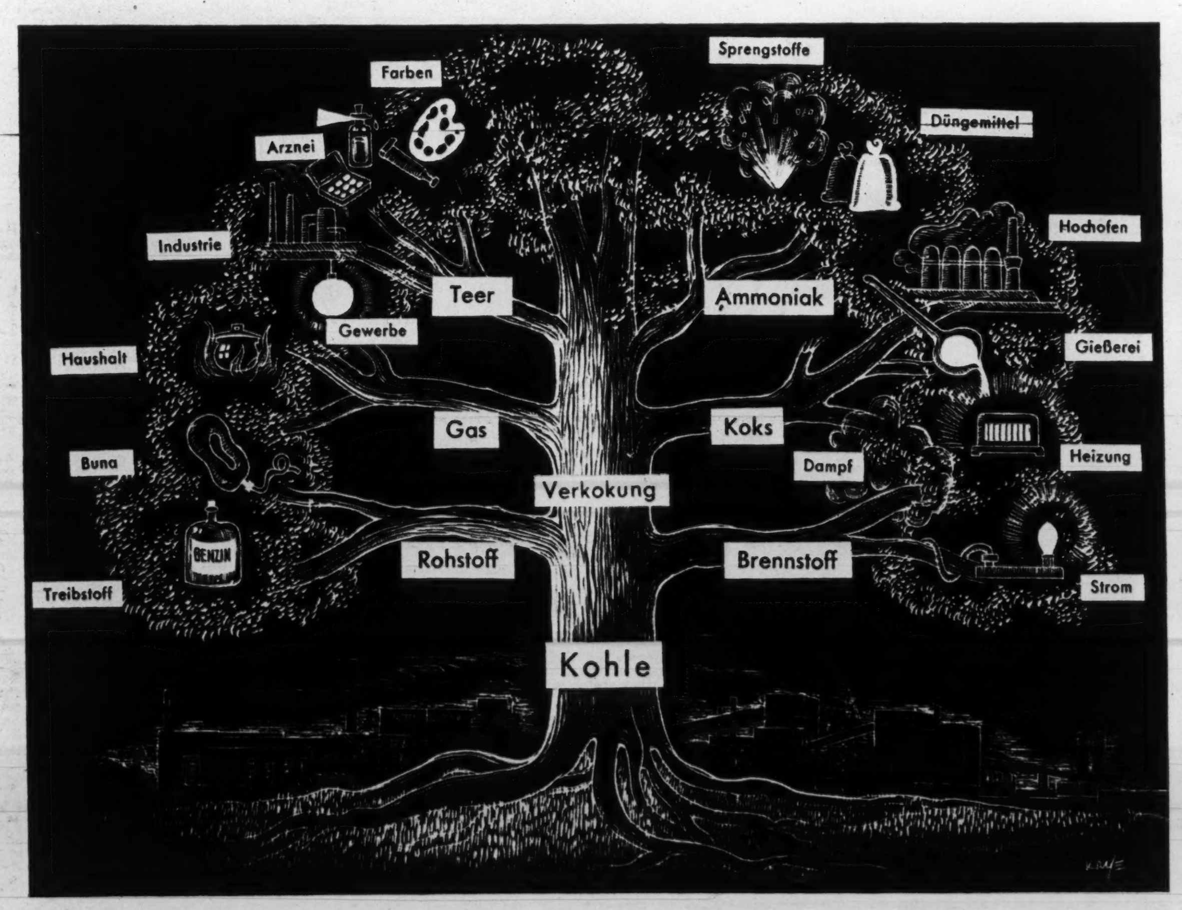
Wir wissen, daß auf der Oberfläche der Sonne eine Temperatur von 6000 Grad herrscht, wir schätzen die Wärme in ihrem Innern auf 20 Millionen Grad. Und wir nehmen an, daß diese ungeheure Wärmekraft beim Zerfall von Atomen ersteht. Wenn es uns eines Tages gelingt, der Sonne das Geheimnis dieser Kraftentfaltung zu entreißen, auf der Erde eine „künstliche Sonne", ein wirkliches „Kraftwerk" zu schaffen, dann wird die Energieversorgung der Welt für weitere Jahrmillionen gesichert sein.

Und dann mögen wir über die „blödsinnige Hitze" fluchen, wenn uns die Sonne einmal gar zu heiß auf den Buckel brennt; bis dahin aber und solange scheint es besser, jeden Fluch zu unterdrücken; denn vorläufig ist diese Sonne unsere einzige Kraftspenderin, die uns verschwenderisch mit 170 Billionen Kilowatt beschenkt. Einen so freigebigen Spender soll man nicht in die Hölle wünschen, auch nicht im „hitzigsten" Zorn, nicht wahr?!

Kohle – gespeicherte Sonnenkraft

seit Millionen Jahren

Vor urdenklichen Zeiten gab es in Europa Urwälder mit Riesenbäumen, Strauchwerk und Pflanzen tropischer Form, deren Ausmaße und Vielfalt wir uns kaum vorzustellen vermögen. Plötzliche gewaltige Einbrüche des Meeres und andere Einwirkungen der Erdoberfläche vernichteten diese Urwaldbestände und ließen sie unter Geröll und Gestein versinken. Das in der Tiefe eingeschlossene Holz der Baumstämme und sonstiger Pflanzwerke vermoderte jedoch nicht, sondern wurde unter dem Druck der Gesteinsmassen fest zusammengepreßt. So entstand im Ablauf der Zeiten unter der Erdoberfläche die Kohle. Je länger das Holz in der Erde gelegen hatte und vom Druck der darüber lagernden Erd- und Geröllmassen gepreßt worden war, um so fester wurde es. Wir nennen die älteren, festeren Schichten Steinkohle, die jüngeren, nicht so tief abgesunkenen weicheren Schichten dagegen Braunkohle. Sie ist heute ein kostbarer Schatz, der nicht sorglos vergeudet werden darf. Europa besitzt in seiner Kohle einen unschätzbaren Faktor. Die nebenstehende Darstellung zeigt deutlich die vielfache Auswertung dieses schwarzen Diamanten, der als großer Speicher der in Jahrmillionen gesammelten Sonnenenergie zu bezeichnen ist.



Hilflos verirrt!

WARUM LAUFEN WIR IM KREISE?

Sicher habt ihr auch schon einmal von armen Verirrten gelesen, die im Unwetter oder in einer dunklen Winternacht verzweifelt eine menschliche Ansiedlung suchen, bis zur Erschöpfung herumlaufen und trotz aller Anstrengungen immer wieder im Kreis gehen. Vielleicht hat der eine oder andere im weiten Osten selbst Erfahrungen auf diesem Gebiete gemacht. Es gibt nämlich zahlreiche Beweise dafür, daß jeder von uns unter den gleichen Umständen ebenso im Kreis herumlaufen würde.

Da haben vor einigen Jahren drei Skifahrer folgendes Erlebnis gehabt. Sie fanden in der Dämmerung und bei heftigem Schneesturm Zuflucht in einer Schäferhütte. Nach einiger Zeit ließ der Sturm nach, aber es war draußen stockdunkel, auch schneite es noch heftig weiter. Die drei beschlossen, ihr ungastliches Quartier zu verlassen und den nur 5 bis 6 Kilometer entfernten Ort aufzusuchen. Die Hütte lag in einem vier Kilometer weiten Tal, der Weg zur Ortschaft war eben und „nicht zu verfehlen". So liefen sie los: eine halbe Stunde, eine Stunde, fünfviertel Stunden — keine Ortschaft, kein Licht zu sehen! Waren sie an dem Ort vorbeigelaufen? Unmöglich! Also weiter. Und da auf einmal tauchte vor dem ersten etwas Dunkles auf, beinahe wäre er dagegengerannt — es war ihre Hütte. Sie waren im Kreis gegangen und hatten dabei mehr als zwölf Kilometer zurückgelegt. Doch beschlossen sie, es noch einmal zu versuchen und gut achtzugeben. Die Skier wurden diesmal auf den Buckel genommen. Wir wollen es kurz machen: nach einem anstrengenden Marsch landeten sie wieder bei ihrer magnetischen Hütte. Selbst als sie ein drittes Mal den Versuch unternahmen, ins Dorf zu kommen, mißlang er. So mußten sie schließlich das Tageslicht abwarten. Ähnliche Erlebnisse berichten auch Polarforscher. Einem von ihnen rettete dieser „Zwang, im Kreis zu gehen", das Leben. Als er sich von seinem Schneezelt entfernt hatte, überfiel ihn dichter Nebel, so daß er jede Orientierung verlor. Um nach Hause zu finden, legte er sich eine bestimmte Richtung zurecht, marschierte los und kam tatsächlich nach langem, ermüdendem Marsch zu seiner Behausung zurück. Am nächsten Tag verfolgte er seine Spuren zurück, und da zeigte sich, daß er genau die falsche Richtung eingeschlagen hatte, die ihn immer weiter von der Hütte weggeführt hätte. Nur der „Zwang zum Kreis" hatte ihn von der Richtung abweichen lassen und ihn nach Hause geführt.

Man ist gern geneigt, diese Unfähigkeit zur Einhaltung der geraden Richtung auf die Unzulänglichkeit der menschlichen Sinne zurückzuführen. Tatsächlich ist die Eigenschaft auch im Tierreich allgemein verbreitet. Gerade auf diese „Unfähigkeit" ist es zurückzuführen, daß viele Tiere mit „nachtwandlerischer Sicherheit" zu ihrem Heim zurückfinden. Wenn sich ein Tierjunges verirrt hat, so laufen die Eltern nicht ängstlich herum, sondern bleiben an dem Platz, von dem aus sich das Junge entfernt hat. Und tatsächlich führt der geheimnisvolle Zwang zum Kreislauf das junge Tier sicher an diesen Platz zurück. Solange es Tag ist und Orientierungspunkte vorhanden sind, ist der Mensch von diesem Zwang gewöhnlich befreit, fehlt aber die Orientierung oder sind die Zeichen — wie z. B. in einem Wald — für ein unkundiges Auge zu gleichförmig und verwirrend, so folgt er unweigerlich dem Trieb zum „Kreislauf". Man hat auf großen Plätzen Versuche mit Menschen gemacht, die man mit verbundenen Augen und Ohren gehen ließ. Es zeigte sich, daß der eine Kreise im Uhrzeiger-, der andere Kreise im Uhrzeigergegensinn durchlief, und daß diese Kreise immer enger wurden. Der erste Kreis hatte etwa 100 Meter Radius, bei den folgenden nahm der Radius ab, so daß eine langgezogene, ständig enger werdende Wegspirale entstand. Merkwürdigerweise behielt jede der Versuchspersonen durch alle Experimente hindurch seinen „Drall" bei, die eine lief immer Links-, die andere Rechtskreise. Dieselben Ergebnisse zeigten Versuche mit Schwimmern, Ruderern und sogar Autofahrern.

Wie kommt nun diese teils unliebsame, teils segensreiche „Unfähigkeit" zum Geradeausgehen bei fehlender Kontrolle durch die Sinne zustande? Sie ist auf eigenartige Weise mit einem Phänomen verknüpft, mit dem wir alle schon einmal in Berührung gekommen sind. Bekanntlich sind die meisten Menschen Rechtshänder, und alle unsere technischen Geräte und Einrichtungen, sogar unsere Schrift sind für Rechtshänder gemacht. Die Rechtshändigkeit des Menschen rührt daher, daß er — „linkshirnig" ist. Vom Gehirn aus werden alle unsere Handlungen durch Nervenzentren verwaltet und „in Betrieb" gesetzt. Das Gehirn aber ist in zwei Hälften unterteilt, und bei den meisten Menschen liegen die meisten und wesentlichsten Zentren in der linken Hirnhälfte. Von den Hirnhälften aber gehen Nervenbahnen in den Körper, ein Bündel von der rechten und ein anderes von der linken Hirnhälfte aus. Die beiden Bündel überkreuzen sich an bestimmter Stelle, und deshalb versorgt die dominierende linke Hirnhälfte die rechte Körperhälfte mit nervösen Impulsen. Da also gewöhnlich die linke Hirnhälfte sozusagen die stärkere ist, sind die meisten Menschen „Rechtser". Bei den „Linksern" ist es umgekehrt, ohne daß sie deshalb „minderwertig" sind. Auch unter den durch die Erziehung zu Rechtshändigen ausgebildeten Menschen gibt es viele Linkser — man braucht nur einmal zu beobachten, wie die verschiedenen Männer beim Kartenspiel die Karten halten und ausspielen!

Jeder Mensch ist also unsymmetrisch gebaut, die eine Körperhälfte ist „stärker" als die andere. Das ist ein Naturgesetz. Geht man nun ohne Sinneskontrolle „geradeaus", so beginnen die Impulse der einen Hirnhälfte zu überwiegen. Da uns dafür aber jedes Kontrollorgan fehlt, summieren sich die überwiegenden Impulse, und die Abweichung von der Geraden ist da. Da auch beim Tier die Hirnhälften sich voneinander unterscheiden, legt es ebenfalls zwangsläufig Kreisbahnen zurück, wenn es seinen Weg nicht durch die Sinne kontrollieren kann. Auch das Tier ist ohne Sinneskontrolle „richtunglos", was ihm aber, wie wir gesehen haben, oft zum Vorteil gereicht.

Wir brauchen hier kaum zu erwähnen, wie wichtig für den Soldaten die richtige Orientierung ist. Aber vielleicht ist es doch wissenswert, daß auch der Findigste „aufgeschmissen" ist, wenn keine Orientierungsmöglichkeiten vorhanden sind. Der Kundige weiß freilich eine große Zahl von Beobachtungen zur Orientierung zu verwerten, die der Unkundige überhaupt nicht wahrnimmt. Aber einen „sechsten Sinn" gibt es nicht. Deshalb tut man immer gut daran, bei fehlender Sicht und Mangel an Hilfsgerät (Kompaß!) wenn irgend möglich abzuwarten, bis sich Anhaltspunkte für die einzuschlagende Richtung ergeben. Losmarschieren auf gut Glück führt sonst zu erschöpfenden Kreiswanderungen.

E. Lutz



Das Eichenlaub zum Ritterkreuz
Generalmajor Willibald Borowietz,
Kommandeur einer Panzer-Division,
als 235. Soldat der deutschen Wehrmacht



Das Eichenlaub zum Ritterkreuz
Hauptm. Hans-Günther Stotten,
Abteilungskommandeur
in einem Panzer-Regiment, als 236. Soldat
der deutschen Wehrmacht



Das Eichenlaub zum Ritterkreuz
General der Inf. Paul Laux,
Kommand. General eines Armeekorps,
als 237. Soldat der deutschen Wehrmacht



Das Eichenlaub zum Ritterkreuz
General der Inf. Gustav Hoehne,
Kommand. General eines Armeekorps,
als 238. Soldat der deutschen Wehrmacht



Das Eichenlaub zum Ritterkreuz
Oberleutnant Wilhelm Niggemeyer,
Adjutant in einem Pionier-Bataillon,
als 241. Soldat der deutschen Wehrmacht



Das Eichenlaub zum Ritterkreuz
Oberst Franz Griesbach,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments,
als 242. Soldat der deutschen Wehrmacht



Das Eichenlaub zum Ritterkreuz
Hauptmann Erich Bärenfänger,
Batl.-Kommandeur in einem Grenadier-Rgt.,
als 243. Soldat der deutschen Wehrmacht



Das Eichenlaub zum Ritterkreuz
Major d. Res. Richard Grünert †,
Batl-Kommandeur in einem Panzer-Gr.-Rgt.,
als 244. Soldat der deutschen Wehrmacht



Das Eichenlaub zum Ritterkreuz
Oberfeldwebel Ernst Kruse,
Zugführer in einem Panzer-Gren.-Regiment,
als 245. Soldat der deutschen Wehrmacht



Das Eichenlaub zum Ritterkreuz
Oberst Karl Loewrick,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments,
als 247. Soldat der deutschen Wehrmacht



Das Eichenlaub zum Ritterkreuz
Generalmajor
Gerhard Graf von Schwerin,
Kommandeur einer Infanterie-Div. (mot.),
als 240. Soldat der deutschen Wehrmacht



Das Eichenlaub zum Ritterkreuz
Generalleutnant Martin Grase,
Kommandeur einer Infanterie-Division,
als 248. Soldat der deutschen Wehrmacht

RITTERKREUZTRÄGER

Oberleutnant d.R. Gerhard Boldt,
Schwadronsführer in einer Aufklärungsabt.

Hauptmann d.R. Wilh. Borchert,
Bataillonsführer in einem Grenadier-Rgt.

Oberleutnant d.R. Harro Brenner,
Führer einer Grenadier-Kompanie

Hauptmann Walter Brucker,
Bataillonsführer in einem Jäger-Regiment

Major Artur Brunz,
Führer eines Grenadier-Regiments

Leutnant d.R. Jörg Burg,
Zugführer in einer Panzer-Abteilung

Major Curt von Burgsdorff,
Führer eines Grenadier-Regiments

Hauptmann Joachim Dittmer,
Kommandeur eines Panzer-Grenadier-Batl.

O.A.-Feldwebel Kurt Dix,
in einem Grenadier-Regiment

Oberjäger Otto Doser,
Gruppenführer in einem Jäger-Regiment

Oberstleutnant Alfred Druffner,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Hauptmann Gerhard Friedrich,
Kommandeur eines Panzer-Grenadier-Batl.

Hauptmann Hans Fritsche
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

Oberstleutnant Fritz Fullriede,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Oberleutnant d.R. Anton Grünert,
Führer einer Sturmgeschütz-Abteilung

Feldwebel Alois Gugganig,
Zugführer in einem Gebirgsjäger-Regiment

Hauptmann
Friedrich-Karl Henrici,
Bataillonskommandeur in einem Panzer-Grenadier-Regiment

Oberst Hans-Walter Heyne,
Kommandeur eines Artillerie-Regiments

Unteroffizier Johann Hlauschka,
Gruppenführer in einem Grenadier-Regiment

Obergefreiter Albert Hoffmann,
MG-Schütze in einem Kradschützen-Batl.

Hauptmann Günther Holz,
Chef einer Panzer-Jäger-Kompanie

Generalleutnant
Hans-Kurt Höcker,
Kommandeur einer Infanterie-Division

Major Heinz Huffmann,
Kommandeur einer Sturmgeschütz-Abteilung

Hauptmann Karl Hübbe,
Kommandeur eines Grenadier-Bataillons

Generalleutnant Werner Hühner,
Kommandeur einer Infanterie-Division

Unteroffizier Otto Hünemörder,
Geschützführer in der Panzerjäger-Kompanie eines Grenadier-Regiments

Hauptmann Hartmut Hüttner,
Bataillonskommandeur in einem Jäger-Rgt.

Oberleutnant d.R. Fritz Jacoby,
Kompaniechef in einem Panzer-Grenadier-Regiment

Major Hans-Joachim Kahler,
Kommandeur eines Kradschützen-Bataillons

Feldwebel Alois Lehrkinder,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Hauptmann Heinz-Georg Lemm,
Bataillonskommandeur in einem Füsilier-Rgt.

Unteroffizier Leopold Liehl,
Gruppenführer in einem Panzer-Gren.-Rgt.

Hauptmann Kurt-Günter Liese,
Bataillonskommandeur in einem Grenadier-Regiment

Leutnant d.R. Hermann Mayer,
Zugführer in einem Grenadier-Regiment

Major Franz Medicus
Führer einer Kampfgruppe

Major Alfred Meinigke,
Kommandeur eines Grenadier-Bataillons

Generalmajor Fritz Meyer,
Kommandeur eines Oberbaustabes

Rittmeister Jochem Meyer,
Kommandeur eines Panzer-Grenadier-Btl.

Oberjäger Walter Moese,
Zugführer in einem Jäger-Regiment

Hauptmann d.R. Rudolf Munser,
Bataillonskommandeur in einem Gren.-Rgt.

Oberleutnant Peter Müller,
Chef einer Grenadier-Kompanie

Oberleutnant d.R.
Arthur Pasternak,
Kompaniechef in einem Pionier-Bataillon

Gefreiter Alois Piechulla,
MG-Schütze in einem Panzer-Grenadier-Rgt.

Major Hermann Rauschenbusch,
Kommandeur eines Jäger-Bataillons

Oberleutnant Werner Reich,
Kompaniechef in einem Pionier-Bataillon

Oberstleutnant Boy Rickmers,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Obergefreiter Emil Roßhart,
Gruppenführer in einer Sturm-Kompanie

Hauptmann Rudolf Rösner,
Bataillonskommandeur in einem Jäger-Rgt.

Unteroffizier Konrad Saul,
Gruppenführer in einem Grenadier-Regiment

Oberleutnant Konrad Scheffold,
Kompanieführer in einem Pionier-Bataillon

Generalleutnant Walther Scheller,
Kommandeur einer Panzer-Division

Oberst Rolf Scherenberg,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Leutnant Johannes Schilling,
Zugführer in einem Infanterie-Bataillon

Leutnant Carl-Heinz Schubert,
Batterieführer in einem Panzer-Artillerie-Rgt.

Hauptmann Fritz Schütt,
Führer eines Grenadier-Bataillons

Major Herbert Schwender,
Führer eines Grenadier-Regiments

Oberstleutnant
Friedrich-Carl v. Steinkeller,
Kommandeur eines Panzer-Grenadier-Rgt.

Hauptmann Werner Streit,
Kompaniechef in einem mot. Grenadier-Rgt.

Oberfeldwebel Kurt Trippensee,
Zugführer in einem Gebirgsjäger-Regiment

Oberstleutnant Ernst Voß,
Kommandeur eines Grenadier-Regiments

Major Willi Wesche,
Führer eines Grenadier-Regiments

Oberleutnant Karl-Heinz Wilhelm,
Chef einer Grenadier-Kompanie

Hauptmann Leo Volkhard
Freiherr von Wittgenstein,
Kommandeur eines Grenadier-Bataillons



Alois greift zur Schaufel

VON DR. FELIX SCHWELLUNG, LEUTNANT IN EINEM GRENADIER-REGIMENT

Alois war für Ordnung, und so hatte er bei sich selbst bestimmt, daß er nur an Ruhetagen Briefe schreiben würde, oder wenn sie in Reserve lägen; eine Regelung, die für die Theres von vornherein hart war, aber es sollte noch viel ungünstiger kommen, denn zum Schreiben kam der Alois weder während des nun folgenden Einsatzes noch an den von ihm dazu bestimmten Tagen. Der Grund war einfach. Diese Tage gab es nicht. Wochenlang hingen sie am Feind oder standen mitten darin, und es schoß von allen Seiten.

Einmal schafften sie es ohne Stukas, einmal ging es beim besten Willen nicht weiter, ehe die heulenden Habichte sich auf die anders nicht zu fassenden Stellungen stürzten. Dann war wieder Luft und es ging vorwärts, aufrecht, eilend und mit freiem Atem, trotz Qualm und quälender Hitze, bis zur nächsten Widerstandslinie, dem plötzlich feuerspeienden Hinterhalt in einem befestigten Dorf oder irgendwo in den meerweiten Wäldern.

Panzer dröhnten und schossen bei Tage und bei undurchsichtiger Dunkelheit. Nach der Richtung, aus der sie heranklirrten, konnte man nie bestimmen, ob es eigene oder fremde waren.

Eigene Geschütze zerkrachten und spreizten die Räder unter dem Gewicht der sich darüberwälzenden graugrünen stählernen Panzer, und dann wieder geschah es, daß die grauen Soldaten unvermutet über marschierende Sowjetbatterien herfielen und sie erbeuteten, mit allem, was dazu gehörte, oder daß sie einbrachen in die Feuerstellungen und die feuerbereiten Geschütze herumrissen und hineinbrannten in die fliehende Feindflut und wild und unbeschränkt Herr waren über den Urwald ringsherum bis zum nächsten keuchenden Kampf mit Tod und Sowjetteufeln, hart auf hart und immer härter. Und doch blieben die Wälder und die Flüsse hinter ihnen; auch viele Kameraden blieben zurück, unter der Erde oder mit blutigen Verbänden, aber lebend. Und dennoch, die Übrigbleibenden schafften es, Gott weiß, wie sie die Lücken füllten. Viele tausend Sowjetarmisten flossen zwischen ihnen hindurch nach rückwärts, aber als Gefangene. Die Grauen bissen sich weiter, weiter nach vorne. Ihre Augen blickten weiß aus einer Maske schweißverschmierten Staubes. Ihre Hände hatten die Farbe von Aluminium. Viele, viele sarggroße Schützenlöcher hatten diese Hände schon gewühlt, mit dem kurzen Spaten und selbst zu einer hohlen Schaufel geformt, die losgestoßene Erde zusammenscharrend, in harten und weichen, sandigen, lehmigen oder steinigen Böden. Immer wieder hatten dieselben Hände mit öligen Lappen und Reinigungsgeräten die Gewehre und Maschinengewehre in Form gehalten für den ständigen Kampf, und dann wieder schoben sie gelassen Bissen um Bissen, hervorgelangt aus dem verdreckten Brotbeutel, in den Mund und bewegten sich dabei vorsichtig, um die Fettdose, auf dem Oberschenkel postiert, nicht abrutschen zu lassen und überhaupt zu verhindern, daß sich allzu viele Dreckkrümel von der Wand des Schützenloches der Mahlzeit mitteilten. Die Augen verfolgten dabei gleichmütig oder gespannt die Einschläge der feindlichen Artillerie. Und es galt, mit schnellen Griffen Fettdose, Brotkante und Wurststück im Brotbeutel zu verstauen, wenn die Augen, die Ohren oder ein sechster Sinn nahe Gefahr verkündeten.

Dies alles hatte Alois nun mitgemacht und gut hinter sich gebracht, so wie die anderen Kameraden, die noch dabei waren. Bisweilen hatte er auch an die Theres gedacht oder denken können und dabei gemerkt, wie sehr er darauf wartete, ihr schreiben zu können. Jede Gelegenheit hätte er jetzt wahrgenommen, ohne Rücksicht auf Ruhetag und Reservestellung.

Wieder einmal hatten sie in nebliger Frühe den Bereitstellungsraum erreicht. Bis zum Antreten wurde es Nachmittag. Der Wald lag hinter ihnen. Weit dehnte sich das Land. Aber der Blick verlor sich nicht, sondern saugte sich fest an der Stadt, der seit Monaten die zermürbenden Märsche und blutigen Kämpfe galten. Da lag sie. Schwach zeichneten sich die Konturen vom grauen Himmel ab. Etwa 20 Kilometer betrug die Entfernung.

Gegen ein plötzlich einsetzendes wütendes MG- und Gewehrfeuer traten sie an. Der Feind war in dem hochgewachsenen Brachland schlecht auszumachen. Links im Hintergrund lag eine Ziegelei, ein klobiger roter Bau mit einem ragenden Schornstein.

Die Sowjets klebten wie Pech an einer Ziegelei. Am Abend hatte sich der Kampf in einem Gelände festgebissen, in dem zur Herstellung der Ziegel Lehm gestochen wurde. Die beiden begleitenden Sturmgeschütze konnten in diesem Abbaugelände mit Senken, Gruben und Aufschüttungen nicht recht folgen, dann hatten sie kein Büchsenlicht mehr und mußten abdrehen. Die Grenadiere hatten zwar auch kein Büchsenlicht mehr, aber in jedem Falle noch Kolben- und Spatenlicht. Alois wie auch Jupp hielten sich als Kompaniemelder in der Nähe des Kompanieführers Feldwebel Claßen. Sie lagen in einem ovalen Loch, und 10 m Erde trennten sie von den Sowjets, die sich gegenüber in einer Bodenvertiefung festkrallten. Mit Gewehren war im Augenblick nicht viel zu machen, um so mehr mit Handgranaten. „Handgranatenzielwurf", das war eine Garnisonerinnerung, die dem Alois eine Sekunde lang wie ein Irrlicht durch den Kopf sprang, während er mit schmalen Augen die Entfernung schätzte. Die Sowjets versuchten ihrerseits die Deutschen auszuräuchern. Es war wiederum einer jener Augenblicke, in denen das Schicksal den Würfelbecher umstülpt zum letzten Wurf. Aber die Soldaten ließen das Los nicht so einfach über sich werfen, sie würfelten mit, mit Ei- und mit Stielhandgranaten und mit der ganzen grimmigen Entschlossenheit, zu der sie es im Laufe des Feldzuges gebracht hatten. Sie waren ungünstiger dran als die Sowjets, weil ihre Mulde eine ziemliche Breite hatte, also ein besseres Ziel bot. Vor und hinter ihnen auf der Böschung dröhnten die Explosionen, und die Splitter spritzten nach allen Seiten. Neue Handgranaten wirbelten die Sowjets herüber. Die drei pressen sich in die Deckung. Handgranaten, die zu ihnen hereinfallen, werden blitzschnell gefaßt und zurückgeworfen. Zu ihrer Genugtuung zerkrachen einige davon nicht eher, als bis sie bei den Sowjets gelandet sind. Das Spiel erfährt eine letzte Steigerung, als beide Parteien drangehen, den Wurf so lange wie möglich zu verzögern, um das Zurückwerfen zu verhindern. Als dem Jupp eine feindliche Handgranate auseinandergegangen ist, kaum daß sie seine Hand wieder verlassen hat, wissen sie, daß sie es nicht mehr wagen können, die grünlichen Blechtöpfe mit dem kurzen, geriffelten Stiel anzufassen. Ausweichen, Deckung nehmen, das ist das einzige, was sie jetzt noch tun können. Wohin ausweichen? Die Senke zu verlassen ist unmöglich, darauf lauern sicher schon einige sowjetische Gewehre und Maschinengewehre. Was jetzt? Die nächste Handgranate, die in ihre Grube fällt, kann das Verhängnis sein.

Da sieht der Feldwebel Claßen, wie Alois sein Gewehr hinschmeißt. Der Feldwebel erschrickt. Nun hat es ihn, den Alois. Aber der Alois greift nach etwas anderem und hält es fest in Händen, einen Spaten, eine breite Schaufel mit langem Stiel, von der Art, wie sie wohl hier beim Abräumen der Ziegelerde gebraucht wird. Er steht leicht vornübergeneigt, und wenn der Jupp später an die Begebenheit zurückdenkt und davon erzählt, dann sagt er, der Alois habe dagestanden wie einst als Torwart ihrer ehemaligen Fußballmannschaft, der nicht zuletzt sie beide, der Alois und der Jupp, zu einem guten Platz in der Bezirksklasse verholfen hatten. So steht also der Alois und starrt zum Feind hinüber und hält den Griff der Schaufel umklammert. Die nächste Handgranate kommt durch die Luft getorkelt. Sie ist gut gezielt. Da holt der Alois aus: Ein blechernes Klirren, die Handgranate fliegt vor der Böschung zu Boden und kracht auseinander, noch ehe sie ganz unten ist, aber nicht ehe der Alois den Kopf eingezogen hat. Es kommen mehr Handgranaten angeflogen, und immer wieder ist eine gutgezielte dabei, aber der Alois hütet die Grube, wie er noch nie das Tor seines Vereins gehütet hat. Der Feldwebel Claßen und der Melder Jupp schießen den Sowjets über die Köpfe weg, daß sie sich ducken müssen und weniger und ungenau werfen. Immer aber, wenn einer dieser gefährlichen Töpfe zu ihnen hereinwirbeln will, gibt es zunächst einen klirrenden Krach von der Schaufel und darauf eine grelle Detonation, die laut, aber ungefährlich ist, weil sie sich oben auf der Böschung ereignet. Der Feldwebel und Jupp achten gar nicht mehr auf die Handgranaten, sondern auf die drüben blitzschnell auftauchenden Köpfe und Arme, die sie in Schach halten müssen. Bezüglich der Handgranaten verlassen sie sich auf Alois. Was die drei hier vollführen, hat keiner befohlen und ist noch nie geübt worden. Im Grunde genommen ist es nichts als das Nächstliegende, nur daß der Alois darauf gekommen ist. So halten sie sich bis zur völligen Dunkelheit, gelangen dann aus der Grube heraus und seitlich an die Sowjets heran. Jetzt genügen zur Erledigung des Gegners einige Handgranaten und einige Feuerstöße aus Feldwebel Claßens MP, und damit sind die Kampfhandlungen an diesem Tage beendet. Beim Mondschein hockt der Alois da und reinigt sein Gewehr vom feuchten Dreck. Das ist auch wieder das Nächstliegende, denn mit der Schaufel, das ist ihm klar, kann er nicht weiter Krieg führen.

Am nächsten Tage bringen sie den Feind wieder zum Laufen und stürmen dahinterher. Auf der Höhe einer mäßigen Bodenwelle hält sie der Befehl an. Als dann herauskommt, daß sie nunmehr liegenbleiben und Stellungen gebaut werden müssen, meldet sich Alois ab und kommt nach 1½ Stunden wieder mit „seiner" Schaufel ... Sie hat zwar ein Loch, vom Splitter einer Handgranate, aber sie tut in dem weichen Boden gute Dienste, weil sie scharfkantig ist und ein großes Blatt hat.

Den Brief an die Theres, den schrieb er dann auch; darin war die Rede von einer Schaufel, die ihm gut in der Hand läge und die ihm einmal sehr zupaß gekommen sei; die Theres wurde nicht recht klug daraus.

Der Obergefreite Okrent, Herr General!

DER PANZERKNACKER VON RSCHEW

Seit drei Stunden trommelt die feindliche Artillerie Tod und Verderben auf die deutschen Stellungen vor Rschew, und wie ein rasender, gewaltiger Orkan peitschen eiskalte Schneestürme und donnernder, grollender Schlachtenlärm über das von pausenlosen, schwersten Kämpfen gezeichnete Trichterfeld, dessen Gesicht sich längst unter den vernichtenden Hammerschlägen tausender und abertausender Bomben und Granaten aus seiner ursprünglichen Natürlichkeit in eine weite, leere Kraterlandschaft verwandelt hat. Und es ist ein immer wiederkehrendes Wunder dieses Krieges, daß in diesem Raume nicht bereits jedes Menschenleben ausgelöscht ist. Noch halten Grenadiere, die erfrorenen Hände fest in den starren Boden gekrallt und qualvoll schmerzende Wunden nicht achtend, die Stellungen!

Zwei Stunden 59 Minuten dauert diese satanische Hölle an, dann bricht der bolschewistische Panzersturm los und rollt in breitester Front feuerspeiend über Gräben und Trichter heran. Dahinter Kompanien, Bataillone, ganze Regimenter „hurräh" schreiender Infanterie. Zwischen den vordersten Erdlöchern und Kampfständen unserer Grenadiere, den B-Stellen und den Feuerstellungen der eigenen Artillerie ist längst jede Verbindung unterbrochen. Wie eine nicht mehr aufzuhaltende Lawine rollen die Panzer weiter ins Hinterland, ihres Sieges sicher. Nur noch knapp 500 Meter, und die ersten T 34 stampfen Geschütze mitsamt ihren Bedienungen in die Erde. An Abwehr ist nicht zu denken, denn Millionen wirbelnder Schneeflocken sind zu einem undurchdringbaren Vorhang zwischen Angreifer und Verteidiger geworden. Mit 40 km Stundengeschwindigkeit rast der sichere Tod auf die in unzähligen Feuerduellen bewährten Kanoniere zu, die vergeblich versuchen, diese Wand zu durchdringen.

Aber in letzter Sekunde springt ein Melder der Infanterie in die Feuerstellung, schreit „Panzer — —! Panzer!" und bricht auch schon zusammen.

Bruchteile von Sekunden genügen dem kaltblütigen Obergefreiten und Richtkanonier Wilhelm Okrent aus Markdorf bei Ratibor, um festzustellen, daß er aus der augenblicklichen Stellung keine günstige Schußposition zur Panzerbekämpfung hat. Und schon hat seine Bedienung zugegriffen und die Haubitze dreißig Meter feindwärts geschoben.

„Wieviel Panzer?"

„Mindestens 18!" keucht der Melder, aber der Richtkanonier hört es im Davonspringen schon nicht mehr. Jetzt wird sich beweisen, ob der Obergefreite Okrent, der ehemalige Tischlergeselle und Gefolgschaftsführer der Hitler-Jugend, ein ganzer Kerl ist. Ein Ritter ohne Furcht und Tadel, der auch in den verzweifeltsten Situationen nicht die Nerven verliert. Was heißt hier Tarnung, was Deckung? Vollkommen freistehend hat der Richtkanonier aus Oberschlesien sein Geschütz auf die Höhe gestellt. Aber wo sind die Panzer? Herrgott, wenn nur nicht dieser verfluchte Schnee wäre! Da krepiert aber im selben Augenblick auch schon die erste Granate eines T 34 unmittelbar neben dem anrichtenden Obergefreiten. Ein heiserer Aufschrei, und ein Mann der Bedienung sinkt tödlich getroffen hintenüber.

„Und Schuß!" Dem kleinen Obergefreiten stehen vor Wut die Tränen in den Augen, und das Herz krampft sich ihm zusammen. Volltreffer! Eine riesige Stichflamme, und wie ein explodierendes Pulverfaß fliegt der Panzer auseinander, daß die in Stücke gerissenen Menschenleiber hoch in die Luft geschleudert werden, und die Flammen wie grelle Blitze die Schneewand zerreißen. Aber die Bolschewisten schreckt dieser Verlust nicht. Sofort greift ein zweiter Panzer, von links direkt auf das Geschütz zufahrend, an. Verfluchte Schweinerei! Der erste Schuß geht fehl. Noch näher kriecht das Ungetüm. Der zweite hat gesessen. Aus! Auch das Schicksal dieses Panzers ist besiegelt. Achtung! Zwei T 34 sind auf zehn Meter heran. Sie wollen das Geschütz niederwalzen. Den Kanonieren läuft es eishalt den Rücken hinunter. Da öffnen sich die Turmluken und die Besatzungen schießen mit Maschinenpistolen auf die Männer, weil sie auf diese kurze Entfernung mit ihren Kanonen nicht zum Schuß kommen.

Es gibt keine Rettung mehr! Oder doch? Die Kanoniere zerren die Haubitze zurück hinter einen Erdbunker, und die stählernen Kolosse brausen auf einen Meter wie die wilde Jagd vorbei. Das ist noch einmal gut gegangen. Dann hat der Obergefreite aber auch schon wieder angerichtet. Keine 40 Meter sind die Panzer gerollt, da kracht schon wieder der erste Schuß aus dem Rohr. Treffer! Wie ein Spielball wirbelt die Panzerkuppel durch die Luft. Das war Nummer drei. Die nächste Granate zerreißt dem anderen Panzer die Raupen, daß er lahm geschossen liegenbleibt. Die Besatzung springt heraus und geht in Stellung. Umsonst. Mit zwei weiteren Schüssen sind sie erledigt, dann geht auch dieser T 34 in hell lodernden Flammen auf.

Fächerartig rennen all die übrigen Kolosse gegen das Geschütz jetzt an. Von allen Seiten schleichen sie gespenstisch und wild feuernd an, daß der Obergefreite überhaupt nicht weiß, in welche Schußrichtung er zuerst die „Spritze" reißen soll. Und zu aller Qual saust das Geschütz bei jedem Schuß zehn Meter und mehr zurück. Aber die Männer verlieren noch immer nicht die Nerven, laden, richten und ziehen ab mit zusammengebissenen Zähnen und mit einer Exaktheit wie auf dem Kasernenhof. Ganz nach der Gefährlichkeit knallt der Obergefreite die Panzer ab. Sieben Panzer bleiben auf der Strecke, und sieben Stichflammen schießen wie leuchtende Siegeszeichen in den Schneehimmel.

Gegen Abend rollen noch einmal sechs Panzer gegen das deutsche Geschütz an. Vier beschädigt der Obergefreite schwer, die restlichen entkommen im einsetzenden Schneesturm.

Am anderen Tage ist der General in der Stellung und geht kreuz und quer über den Panzerfriedhof vor Rschew.

„Wer war das?"

„Der Obergefreite Wilhelm Okrent, Herr General!"

Der Führer aber verlieh dem tapferen Richtkanonier aus Oberschlesien für seine Tat das Ritterkreuz zum Eisernen Kreuz.

Oberleutnant Kurt Mittelmann

Drei Worte sagen alles!

Fünf Mädel haben zu ihren Bildern (auf der Schlußseite) die drei Worte „Ich liebe dich!" geschrieben. Nach der alten Devise: Zeige mir, wie du schreibst, dann sage ich dir, wie du bist!, sollt ihr nun heraussuchen, welches Bild und welche Handschriftsprobe zusammengehören. Zum Vergleichen findet ihr auf der Schlußseite die richtige Lösung.

„Briefe an die Front" ist erfreulicherweise das Losungswort unserer Frauen und Mädel. Wenn der Landser vielleicht zum zwanzigsten Male die „trostreichen Worte" in sich eingesogen hat, dann fängt er schließlich auch noch an, sich für die Schriftzeichen selbst zu interessieren und festzustellen, ob sie angenehm oder unerfreulich auf ihn wirken. Es ist gar nicht so leicht zu nehmen, wenn einem die Handschrift eines Menschen nicht gefällt, denn sie ist ein Stück seines Wesens, das oft mehr verrät, als dem Betreffenden lieb ist.

Es ist nun nicht nötig, sich ein graphologisches Rezeptbuch zu besorgen und nach Haken und Winkeln zu suchen, die etwas zu „bedeuten" haben. Es genügt vollkommen, wenn man die Handschrift auf sich wirken läßt, wie man ja auch aus der Stimme, dem Gang, dem Gesichtsausdruck eines Menschen irgendwelche Schlüsse zieht.

Wenn man sich z. B. die Handschrift Nr. 1 betrachtet, so kann man sich doch unmöglich vorstellen, daß die Schreiberin ein roher, gefühlloser Mensch ist. Ein Zankteufel würde so zarte Rundungen, ein so leichtes, feines Schriftchen gar nicht fertig bekommen.

Ähnlich ist es mit der Schrift Nr. 2, die so natürlich und ungekünstelt dahinfließt. Es wird kaum jemand geben, dem diese Handschrift unsympathisch ist, wenn auch nicht jeder wissen wird, daß es die frauliche Weichheit und Gemütswärme ist, die das Schriftbild so angenehm wirken läßt.

Wenn nun die Zeilen wie Kraut und Rüben durcheinanderfallen, dicke Striche und großspurige Schnörkel sie „verschönen", und wenn man so richtig sieht, wie mit roher Gewalt die Worte aufs Papier geworfen werden — dann ist Vorsicht geboten. Ebenso unerfreulich ist es aber oft, wenn die Buchstaben auf Stelzen gehen, steif und förmlich wirken, dann kann man darauf schließen, daß sich der Schreiber nicht so gibt, wie er ist, sondern daß er seiner Umgebung etwas vormacht. Hier kommen die verschiedensten Temperamente und Veranlagungen zusammen, und wer richtig zu beobachten versteht, braucht nicht einmal zu „raten", welche Schrift zu welchem Bilde paßt, sondern kann es durch richtige Eindrücke ermitteln. Das ist dann aber ein so guter Menschenkenner, daß es ihm nicht schwerfallen wird, die „Richtige" für sich selbst und auch für das Leben herauszufinden.

Ich liebe Dich

1 Ein feinfühlendes, zartes Wesen, bei der eine männliche rauhe Tonart fehl am Platze ist und leicht Tränen erzeugt. Obgleich sie lustig sein kann, ist sie etwas für stille Gemüter, eine Seele von Mensch

Ich liebe Dich.

2 Gewinnende Herzlichkeit und frische Lebensbejahung, ein großzügiger Mensch und guter Kamerad. Nimmt es mit Kleinigkeiten nicht immer genau, hat aber das Herz auf dem rechten Fleck

Ich liebe Dich!

3 Junge, Junge, wenn die aber temperamentvoll loslegt; Sie bringt sich tadellos zur Geltung, würde gut auf die Bühne passen. Schüchterne Gemüter halten sich besser zurück

Ich liebe Dich! —

4 Sehr vernünftiger, anpassungsfähiger Mensch. Ob Blitzmädchen oder Hausfrau, sie steht überall ihren Mann. Sie ist lustig und sachlich, es ist leicht mit ihr auszukommen. Jeder Chef wird mit ihr zufrieden sein

Ich liebe Dich!

5 Diese Frau hat viel Gemüt und wird den Menschen, den sie liebt, nie wieder vergessen. Hände weg, wenn du ein Luftikus bist! So treue und zuverlässige Menschen dürfen nicht enttäuscht werden. Sie wird eine treusorgende Frau und Mutter sein

Verlagsleiter: Maximilian Künzner (im Felde), Hauptschriftleiter: Heinz Mentzel (im Felde), Stellvertreter: Fred-Erich Uetrecht, Berlin. Verlag: „Die Wehrmacht" K.-G., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25, Fernruf: 174721, Postscheckkonto Berlin Nr. 382 / Alleinauslieferung, Anzeigenverwaltung und Druck: Berliner Verlagsanstalt GmbH., Berlin SW 68, Schützenstraße 18-25 / Anzeigen-Preisliste Nr. 1 vom 1. 12. 1941 / Verantwortlich für Anzeigen Dr. Horst Harff (im Felde), i. V. Hans Putz, Neuenhagen bei Berlin



A ←

B ↓



ZU UNSEREN GRAPHOLOGISCHEN FRAGEN AUF SEITE 11







C ↑

D ↑

E ↑

AUFNAHMEN: BAUER-KARLSRUHE